

Bezugspreis:
Jahrb.: 20 K. 1/2 Jahrb.: 10. 1/4 Jahrb.: 5.-
Schweiz: Jahrb. 10 Fr. 1/2 Jahrb. 5.50 1/4 Jahrb. 2.80
Postamtlich bestellt 20 Sv. Schweiz.
Oesterreich: Jahrb. 25 K. 1/2 Jahrb. 13. 1/4 Jahrb. 6.80
Deutschl.: Jahrb. 15 M. 1/2 Jahrb. 7.80 1/4 Jahrb. 4.-
Uebr. Ausland: 15 Fr. 1/2 Jahrb. 7.80 1/4 Jahrb. 4.-

Anzeigenpreis:
Jahrb.: Die einpaltige Colonne 80 Heller.
Oesterreich: Die einpaltige Colonne 40 Heller.
Deutschland: Die einpalt. Colonne 80 Pfennig.
Schweiz und übriges Ausland: 1palt. Zeile 15 Rp.
— Restamen das Doppelte. —

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Vaduz

Abonnements nehmen entgegen im Ausland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Vaduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Ausland: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. In der Schweiz und im übrigen Ausland: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. In der Schweiz und im übrigen Ausland: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung.

Die Not Mittel-Europas. Eine britische Denkschrift.

Die englische Regierung hat einen Bericht des britischen Direktors für Notstandsmaßnahmen, Sir William Goode, an den Leiter der britischen Außenpolitik Lord Curzon über die Notlage in den Staaten Mitteleuropas als Weißbuch veröffentlicht. Die englische Presse gibt ausführliche Auszüge aus dem Gutachten Goodes, denen wir das folgende entnehmen:
„Im Oktober 1919 bereitete ich die meisten Länder, die Notstandsunterstützung erhalten. Der Eindruck, den mir diese Reise um Europa hinterließ, und der Konferenz, die ich mit den Präsidenden und Ministern der betreffenden Regierungen hatte, kommt der Verzweiflung nahe. Überall fand ich einen niemals endenden fehlerhaften Kreis politischer Paradoxe und wirtschaftlicher Verwicklungen mit daraus folgender Lähmung des nationalen Lebens und der Industrie. Die neuen Staaten des neu geteilten Europas scheinen nicht nur unfähig zu sein, ihr eigenes wirtschaftliches Leben zu führen, sondern auch entweder unfähig oder abgeneigt, ihren Nachbarn zu helfen. Eine tägliche und intime Verührung mit einem so verwirrten und riesigen Problem läßt einen zögern, die Diagnose der Krankheit auszusprechen, und noch mehr, das Heilmittel vorzuschlagen. Indessen glaube ich, daß niemand die Berichte der verschiedenen Hilfsmissionen lesen kann, ohne zu der Forderung zu kommen, daß die Zukunft des östlich vom Rhein gelegenen Europas von einer unmittelbaren Aktion nach folgenden Gesichtspunkten abhängt:

- a) Wiederherstellung des Friedens;
b) Kredite; 1. für Nahrungsmittel in den meisten Ländern; 2. für Rohstoffe in allen Ländern; 3. für die Stabilisierung der Währungen;
c) Transportmittel; 1. das rollende Material und das Ausbesserungsmaterial müssen die Beweglichkeit der bestehenden Vorräte vergrößern; 2. eine vermehrte Kohlenverzeugung ist notwendig, ohne welche es keine Beweglichkeit der Transportmittel geben kann;
d) wirtschaftliche Solidarität: Aufhebung aller bestehenden Handelsbarrieren, um einen vollen und freien Austausch der für das politische Leben notwendigen Bedarfsartikel zwischen den neuen Staaten herbeizuführen.

Der wirtschaftliche Wiederaufbau aller Länder in Süd- u. Osteuropa hängt heute von ihrer Fähigkeit ab, in Beziehungen zu ausländischen Finanzen und Wirtschaftsinteressen auf der Basis eines vernünftigen Profits mit einem Ueberkommen dahin zu treten, daß, obwohl sofortiger Beistand für die Entwicklung der Hilfsquellen dieser Länder geleistet werden muß, die lebenden Finanzinteressen gewillt sein werden, ihre Profite über eine Reihe von Jahren auszubreiten. Doch wird vermutlich keine Grund von, sagen

wir, amerikanischen, französischen, italienischen und englischen Bankiers einen langfristigen Kontrakt machen können, außer vielleicht unter sehr spekulativen Bedingungen, mit Regierungen, deren politische Existenz, in deren Hilfsquellen und Verbindlichkeiten von zweifelhafter Dauer sind. Daher ist offenbar, mit der Unwahrscheinlichkeit der Leistung von Krediten in einem Umfang und zu Bedingungen, die wirksam sein könnten, zu rechnen. So lange nicht die alliierten und assoziierten Regierungen und möglicherweise die neutralen Regierungen mit einem klaren Plan hervortreten, der das politische Risiko, welches gegenwärtig die Einführung von privatem ausländischem Kapital nach diesen Ländern verhindert, auf ein Minimum reduzieren würde.

Selbst eine oberflächliche Prüfung der unmittelbaren Kreditbedürfnisse für Nahrungsmittel und Rohstoffe, wie sie in Polen, Jugoslawien, der Tschechoslowakei, Oesterreich, Ungarn und den baltischen Provinzen bestehen wird, genügen, um zu zeigen, daß die alliierten Regierungen bei dem gegenwärtigen Stand ihrer Finanzen ganz außerstande sind, die Sache auf sich allein zu nehmen. Eine volle und weitblickende Mitwirkung der Vereinigten Staaten scheint der allein mögliche Weg für die Leistung von Krediten zu sein, ohne welche ein beträchtlicher Teil Europas in einen Zustand äußerster Demoralisation, ja selbst der Anarchie geraten würde. Von etwas bin ich absolut überzeugt, nämlich davon, daß die Fortsetzung von Nahrungsmittellieferungen ohne gleichzeitige Lieferungen von Rohstoffen, mit welchen die Industrien wieder aufbauen werden könnten, lediglich das Problem Europas erschweren würde. Ein anderer Punkt, dem ebenfalls Beachtung gegeben werden muß, ist, daß weder die alliierten noch die neuen alliierten Staaten vernünftigerweise die Vereinstellung von amerikanischem Kapital in der Form von Krediten für ehemals feindliche Länder erwarten können, solange diesen ihre ersten Forderungen in der Form von Entschädigungen genommen werden sollen.

Sir William Goode möchte mit Rücksicht auf die Schwere des ganzen Problems davon absehen, selbst eine Lösung vorzuschlagen. Er geht in seinen folgenden Ausführungen auf die Verquickung von Verkehrsnot und Kohlennot in den von ihm besuchten Ländern ein. Die Lage Wiens schildert er wie folgt:

„Hier, in einer Stadt von 2,5 Millionen Einwohnern, tritt der scharfe Kontrast zwischen Vorkriegswohlstand und heutiger Zahlungsunfähigkeit, zwischen dem nervösen Reichen und dem verhungern den Armen, zwischen den Melancholien einer unglücklichen Monarchie und einer revolutionären, aber ziemlich verzweifelnden Regierung mit einer derartigen Brutalität zutage, daß die Einbildungskraft davon betroffen wird. Ich bekenne, daß die Verhältnisse in Oesterreich und besonders diejenigen in Wien

fürchterliche sind. Zum erstenmal in meinem Leben fand ich eine ganze Nation oder vielmehr das, was von ihr übrig geblieben ist, in äußerster, hoffnungsloser Verzweiflung. Die Unmöglichkeit, eine Nation zu erlangen, die an sich ungenügend ist, um ein menschliches Leben zu führen, und das Elend von Hunderten und von Tausenden, die in dem Sänee eines frühen Winters vor Kälte zitterten, waren schmerzhaft genug. Aber es war nicht im Vergleich mit der Apathie, der Hilflosigkeit und der Hoffnungslosigkeit, die alle Klassen durchdrangen.“

Wien hat nach Sir William Goodes Bericht kein Monopol für Leiden. In den Dörfern Anatoliens und Armeniens sieht es noch schlimmer aus. Auch Serbien leidet, wie er eindringlich schildert, fürchterliches.

Was die Bedürfnisse der verschiedenen Länder anbetrifft, so macht der Berichtsteller darüber ausführliche Angaben. Polen a. B. braucht nach seiner Feststellungen 500.000 Tonnen Getreide vor Ende September und die Tschechoslowakei weitere 350.000 Tonnen. Oesterreich muß 632.000 Tonnen Nahrungsmittel und 950.000 Tonnen Rohstoffe erhalten. Ungarn fordert einen Jahresbedarf von 1.813.000 Tonnen Getreide, 53.000 Tonnen Fleisch und 63.000 Tonnen Zucker an. Armenien braucht monatlich 6000 Tonnen Getreide. Die Bedürfnisse der übrigen zwölf Länder, die Sir William Goode anzählt, sind nicht minder groß. Er schließt seinen Bericht mit einem Hinweis darauf, daß die britischen Notstandsmissionen nun aus allen Zentren, mit Ausnahme von Wien und Budapest, zurückgezogen worden sind, und meint:

„Damit diese Zurückziehung nicht zu einer falschen Meinung führen kann, betone ich erneut die dringende Notwendigkeit, die Notstandsmaßnahmen durch irgend einen klaren Kreditplan zur Heilung der Lage zu erheben. Die Verhältnisse, die ich in halb Europa gesehen, können unmöglich andauern, ohne daß mit der täglichen Gefahr von politischen Ausbrüchen, ähnlich demjenigen, der zur Zeit Rußland von der zivilisierten Welt trennt, und mit der Gewißheit, unerhörte Leiden den Kindern und Frauen und den zukünftigen Generationen der befreiten und ehemals feindlichen Ländern aufzuladen, zu rechnen wäre.“

Ein ehelicher General.

Unzählige Male hat man die Rejuten verurteilt, daß sie dem ickändlichen Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ hulbigen. Unzählige Male hat man die Lüge als solche gebührend und R. Noß sel. schrieb seinerzeit eine hohe Belohnung aus für denjenigen, der vor einem unparteiischen Gerichte den Nachweis leisten könnte, daß der Rejutenorden einen solchen Grundsatz hulbige. Niemand hat sich den Preis geholt, aber die verkehrteste Lüge wird

trotzdem in Zeitungen immer wieder weiter verbreitet, ohne daß sie in ihnen je widerrufen würde. Das gehört eben zu dem breiten Schwindel, wie er in gewissen Kreisen „gestriger Mufflärer“ fort und fort sich breit macht. Umso erfreulicher ist es, einmal eine Ausnahme von der Regel feststellen zu können.

Der englische Schriftsteller General Maurice hatte das zweibändige Werk Ludendorffs über den letzten Weltkrieg in den „Daily News“ einer Besprechung unterzogen und darin wiederholt, daß der Stifter des Rejutenordens, Ignatius von Loyola, jenen falschen Grundsatz gelehrt habe.

Von katholischer Seite auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht, hat General Maurice die Frage näher studiert und dann in der Zeitung „Daily News“ den folgenden ehrlichen Rückruf geleistet:

„Ich habe diese Stelle niedergeschrieben, indem ich mehr an Ludendorff als an die Jesuiten dachte, und ich habe mich über meine Aussage nicht erst vergewissert, wie ich die hätte tun sollen. Ich habe nun, so gut ich nur konnte, die lange Kontroverse, welche zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern über diese Frage geführt worden, untersucht und ich bin tatsächlich nicht im Stande gewesen, einen Nachweis dafür zu finden, daß Loyola seine Genossen gelehrt habe, der Zweck heiligt das Mittel. Ich möchte daher meine Bemerkung mit Bedauern darüber, daß sie mir entfallen, zurücknehmen.“

Ehre und Hochachtung vor dem Rechtsgefühl und der Ehrlichkeit dieses englischen Generals. Wie viele Jogen, Katholiken hätten allen Grund, an dem Edelstimm des Analytikers sich ein Beispiel zu nehmen!

Die Zeichen der Revolution sind deutlich.

So sprach Genosse Grimm letzte Woche in Zürich. Ja, er sagte noch schönere Sachen, nämlich, wie folgt:

„Die Bourgeoisie lebt in Karnevallstimmung. Sie fühlt, daß ihr noch wenig Zeit bleibt um 'satt und zufrieden weiterleben zu können, wie bis dahin. Nun will sie noch genießen, so lange sie nicht gestürzt ist, denn sie ist ja unfähig, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Dazu ist nur die Arbeiterkraft fähig. Sie hat die Kraft und den Willen, das alte verrottete Gebäude zusammenzuschlagen, um dem Sozialismus zum Sieg zu verhelfen. Das Proletariat ist erwacht und wird den schweren Kampf aufnehmen.“

Es ist richtig, Karnevallstimmung haben wir übergenug. Aber schaue Herr Grimm einmal in der Faschingszeit den Ruleratentisch des Volksrecht an, ob in Genossenschaft keine Anklage existiere. Ich zweifle sogar, ob Genosse Grimm nicht auch ein Tänzerchen waagen wird!

Feuilleton.

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

„Warum wägst Du Dir denn die Hände, Karl?“ — Eine so überaus natürliche Frage. Weshalb antwortete er nicht, daß sie schmutzig von der Werktagarbeit seien und daß dies fließende Wasser sie wohl wäsch. Ein Kind ist doch leichtgläubig und ohne Misstrauen. Karl Robemann stammte aus aufrichtiger Familie und hatte nicht gelernt zu lügen. Er antwortete gar nicht. Ihr mochte das wohl schon des öfters gesehen sein, denn ohne Unmut trippelte sie näher heran, stellte sich an seiner Seite auf und guckte in den klaren Wasserpiegel. — Da war es ihr, als wenn ein paar rote Blütenknospen von bannem schwammen. Sie haschte nach ihnen, Aber sie waren schon entglitten. Karl Robemanns Hand riß sie ängstlich zurück, denn das Wasserfädchen spannte sich zu einem großen Teich aus, auf dem im Spätsommer die Geeserinnen wohnten. Als er sie freigab, fand sie auf ihrer Rechten die gleichen roten Knospen, die lobben fortgeschossen waren.

Sie kamen von Karl Robemanns Verführung her und lagen mit warmer Feuchtigkeit auf ihren Fingern. —

Und wieder fragte sie.

„Sieh mal, Du, was ist denn das?“ Er suchte zusammen.

„Ich habe mich vorher in die Hand geschnitten.“ Er zeigte ihr die blutende Wunde, Sie wußte, daß er nächstens Hochzeit halten wollte und war besorgt, ob dies etwa ein Hinderungsgrund sein würde.

„Wird Niemand Wolters nun doch Deine Frau?“

„Ja,“ sagte er und ein Ausdruck unsäglicher Qual war dabei in seinem Gesicht — „und alle müssen uns was schenken. Du auch, sag keinem, daß ich mich in die Hand geschnitten habe — hörst Du. Es könnte sonst kommen, daß mich die Niemand nicht wollte. — Das soll Dein Geschenk sein.“

In das warme, gute Kinderherz zog großes Mitleid.

„Ich sage nichts,“ versprach sie ernsthaft, „kein einziges Wort. Du, auf dem Kermel hast Du auch noch was von der schlimmen Hand, soll ich Dir's abwaschen.“

Sie zog — ehe er es zu hindern vermochte — ihr buntes Tüchlein heraus, tauchte es in das flü-

ssige Silber und begann damit den großen, dunklen Fleck zu reiben. — Und Karl Robemann ließ sie gewähren. Er war zu matt, um das Kind seines Herrn, das an den Sonntagen zutraulich den Klängen seiner Handharmonika lauschte, vor der Verführung mit dem Unreinen zu schützen.

Als sie endlich rot und erschöpft inne hielt, nahm er ihr Tüchlein mit sanfter Gewalt an sich.

„Ich wäsch es erst aus. Dann sollst Du es wieder haben.“

Sie war es zufrieden.

„Adieu, Karl Robemann.“

„Adieu auch, Ruth.“

Nun lief auch sie nach Hause. Kein Licht blühte ihr aus dem Fenster entgegen. — Die da drinnen konnten seinen Schrein nicht ertragen. — — — Mittmeister Wendebühl sah wieder in seinem Zimmer. Die bunte Tischdecke war längst verschwunden. Wie vor ihm hoben sich die weißen Mäntel hervor und redeten — in dem fließenden Dämmergrau — scharfe Worte.

„Sieh uns an. Bei dem ersten hast Du eine feine Ausrede gehabt. Kaltes Wetter — nahebe Grützung und ähnliches. Selbst dem zehnten und zwanzigsten einen farblosen Weißtrott — bloß noch ein-

und dann Schluß. — Und es sind hunderte und es sind tausende dazu gekommen — und weitere werden folgen, solange, bis Deine Hand das Glas nicht mehr halten kann. Nun wohl, das ist Deine Sache, sagst Du. Niemand hat ein Recht, Dir deswegen Vorwürfe zu machen. Du hast Dir eine Leidenschaft großgezogen. Du trägst auch geduldig ihre Schläge. Wie unlogisch bist Du aber nebenbei. Dem, der sich in Verzweiflung und Verlassenheit windet, weil ihn eine angeborene und noch nicht bezwungene Gewalt über alle Mägen elend gemacht hat, verweigertest Du den Handschlag.

Ein Nechzen zog durch den Raum. Mittmeister Wendebühl hatte sich erhoben, um Wiberstein endlich ein Wort des Trostes zu sagen. Er stieg mit heißen Knien die Treppe zu dem Turzimmer empor, das Wiberstein sich ausgebeten hatte, weil er von dort aus einen feinen Ausblick über d. Gutshof hatte. Ohne anzutroffen trat er über die Schwelle. Die Stallaterne brannte jetzt auf dem Tisch. Dünne, rötliche Lichtquellen flossen an den grauen Wänden entlang. Wiberstein sah dem Nechzen mit dem Rücken zugewandt. Er hielt etwas in den Händen. Wendebühl sah, wie seine Finger lieblos daran auf- und niederglitten.